

Beobachtung ohne Beobachter?

*Der schwierige Umgang mit dem historischen Ereignis
am Beispiel des Konstanzer Konzils*

VON THOMAS RATHMANN

I.

»Wenn ich also paradox sein darf, möchte ich behaupten, daß die Weltgeschichte früher geschrieben wird, als sie geschieht«¹⁾. Ereignisse, ja historisches Geschehen überhaupt, so verstehe ich den General Stumm von Bordwehr aus Robert Musils »Mann ohne Eigenschaften«, sind im Vollzug nicht erkennbar. Zu dieser Regel wird es Ausnahmen nur in der Zeitgeschichte geben. Ein Beispiel ist der 11. September 2001, als den Radiohörern und Fernsehzuschauern deutlich werden konnte, daß das, was sie hörten und beobachteten, etwas noch nicht Dagewesenes war, daß sie eine zeitgeschichtliche Zäsur miterlebten. Doch um dies zu realisieren, bedurfte es der Beobachterperspektive über die Medien: Den Menschen in den Flugzeugen oder in den Türmen des World Trade Centers wird sich das Geschehen so nicht vermittelt und sie werden andere Gedanken gehabt haben. Als »Geschichte« aber – und hier meine ich den Kollektivsingular – wird sich auch dieses zeitgeschichtliche Ereignis erst darstellen, wenn Historiker darüber geschrieben haben werden, nachdem sie, immer wieder aufs neue und von anderen Aspekten aus, die Geschehnisse des 11. September und deren Konsequenzen betrachtet, ausgewählt, analysiert und strukturiert haben.

Als Mediävisten haben wir keine Beobachter mehr, die wir befragen und die uns Auskunft geben können, wenn wir über vergangene Epochen oder Ereignisse nachdenken und ihnen eine Form geben. Das ist Segen und Fluch zugleich: Wir müssen uns nicht mit den Kontingenzen und Tendenzen der Zeitgeschichte abmühen, dafür stellen uns die schriftlichen Hinterlassenschaften, die Quellen, vor Herausforderungen, über die ich am Beispiel des Konstanzer Konzils reden möchte. Genau gesagt werde ich über zwei problematische

1) Robert MUSIL, Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. Erstes und zweites Buch hg. v. Adolf FRISÉ (1978) S. 977.

Begriffe aus dem Theoriebestand von Literatur- und Geschichtswissenschaften reden: über das »Ereignis« und über die »Quelle« und darüber, wie ich mit den Schwierigkeiten, vor die mich beide Begriffe stellen, am Beispiel des Konzils umgegangen bin.

Daß ich als Literaturwissenschaftler überhaupt auf die Idee gekommen bin, mich mit dem Konstanzer Konzil auseinanderzusetzen, liegt an den Auswirkungen der geschichts- und literaturtheoretischen Debatte, die vor gut dreißig Jahren Hayden White mit seiner »Metahistory« ausgelöst hat. Was immer man von diesem Buch hält – die »Metahistory« soll hier nicht das Thema sein –, es hat das Nachdenken über »Geschichte« und Geschichtsschreibung nachhaltig verändert. Der Perspektivenwechsel weg von der bis dahin, zumindest implizit, stets drängenden Frage, wie es um die je besondere Realität historischer Vorgänge bestellt ist, hin zu der Frage, *ob* und *wie* man über die Vergangenheit schreiben kann, verursacht Unbehagen, ja mitunter heftigen Streit zwischen Literatur- und Geschichtswissenschaft, doch nicht minder auch zwischen Historiographen und Theoretikern der Geschichte, wenn man die beiden Positionen einmal heuristisch auseinanderdividieren will. Als dann auch noch der Dekonstruktivismus eines Jacques Derrida und als Michel Foucault in die Debatte einbezogen wurden, sahen manche Historiographen schon das Ende der Wissenschaftlichkeit ihrer Disziplin gekommen, und die Angst ging um, »daß sich die Geschichtswissenschaft in ›Literatur‹ auflöse, weil außerhalb des ›Textes‹ oder der ›Sprache‹ mit ihrem unendlichen Spiel von Bedeutungen keine hinter ihr liegende ›Realität‹ existiere, daß sich wissenschaftliche Kontroversen in ›Stilfragen‹ verwandelten, weil der konzeptionelle Zugriff des Historikers an keinem Vetorecht der Quellen mehr kontrolliert werden könnte«²).

Der Streit dauert an und erhitzt die Gemüter immer noch. Neuere Akteure sind Richard Evans³), Otto Gerhard Oexle⁴), Gabrielle Spiegel⁵), Egon Flaig⁶) oder Hans Ulrich Wehler⁷).

Meine Fragestellung jedenfalls konnte erst vor dem Hintergrund der Debatte auftauchen, durch die sich wie ein roter Faden die Frage zieht, was »Geschichte«, ja was »historische Ereignisse« überhaupt seien. Die Vorgänge in Konstanz vom November 1414 bis zum Frühjahr 1418 sind Vergangenheit. Sie waren zunächst »nur« ein Geschehen; eines, das die Zeitgenossen noch nicht als »Geschichte« wahrgenommen haben werden, selbst

2) Heinz Dieter KITTSTEINER, Die Krisis der Historiker-Zunft, Rechtshistorisches Journal 18 (1999) S. 496–510, hier S. 503f.

3) Vgl. Richard J. EVANS, Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis (1998).

4) Otto Gerhard OEXLE, Im Archiv der Fiktionen, Rechtshistorisches Journal 18 (1999) S. 511–525.

5) Gabrielle M. SPIEGEL, History, Historicism, and the Social Logic of the Text in the Middle Ages, Speculum 65 (1990) S. 59–86.

6) Vgl. u.a. Egon FLAIG, Kinderkrankheiten der Neuen Kulturgeschichte, Rechtshistorisches Journal 18 (1999) S. 458–476. Ferner DERS., Ein semantisches Ereignis inszenieren, um ein politisches zu verhindern. Die entblößten Narben vor der Volksversammlung 167 v. Chr., in: Ereignis. Konzeptionen eines Begriffs in Geschichte, Kunst und Literatur, hg. v. Thomas RATHMANN (2003) S. 183–198.

7) Hans Ulrich WEHLER, Die Herausforderung der Kulturgeschichte (1998).

wenn man in diesem speziellen Fall, des Schismas und des Pisanums wegen, annehmen kann, daß sie es mit gespannten und durchaus widersprüchlichen Erwartungshaltungen⁸⁾ erfahren haben werden. Das Konzil von Konstanz aber, genauer: die »Geschichte des Konzils von Konstanz« hat eine Kohärenzstruktur, die ihm erst post festum – im Wortsinne – *zugeschrieben* worden ist. Noch konkreter: Jede Geschichte des Konzils ist ein Ergebnis der Auseinandersetzung mit den Texten, die die Akteure hinterlassen haben. Und damit, *horribile dictu!*, steht der ominöse Satz im Raum: Geschichte ist ein Text, und das meint hier: das Konzil ist ein Text.

Schon bald nach der Lektüre der textuellen Hinterlassenschaft des Konzils – der Lieder Oswalds von Wolkenstein, der Richental-Chronik, der *Gesta* des Kardinals Fillastre und vor allem unzähliger Konzilsakten – stellte sich mir die Frage, wie sich aus der heterogenen Hinterlassenschaft des Konzils eine kohärente Geschichte dieses Ereignisses sollte schreiben lassen. Antworten versprachen die Arbeiten Heinrich Finkes, versprach vor allem aber Walter Brandmüllers kurz zuvor erschienene Konzilsgeschichte. Dieses Buch setzte den Maßstab, wenn es auch für mich als Literaturwissenschaftler selbstverständlich nicht darum gehen konnte, eine Konzilsgeschichte zu schreiben. Gleichwohl, aller Gelehrsamkeit und Detailtreue zum Trotz – oder gerade wegen des stupenden historischen, theologischen und ekklesiologischen Fachwissens: die Fragen, auf die ich eine Antwort suchte, die Frage nach der Darstellbarkeit seines Gegenstandes war Walter Brandmüller offenbar ebensowenig in den Sinn gekommen wie die Frage nach der Ereignishaftigkeit des Konzils. Nun mag man angesichts der zuvor angedeuteten Trennung von Theorie und Praxis argumentieren, daß derlei Fragen in einer Konzilsgeschichte nichts mehr zu suchen haben, doch auch in den zahlreichen Vorstudien oder in der in seinem Umfeld entstandenen Forschungsgeschichte Ansgar Frenkens⁹⁾ taucht die Fragestellung als Problem nicht auf. Mit einigem Recht konnte ich also schließen, daß sie in der Konzilsforschung keine Rolle spielen. Aber warum?

Aus historiographischer oder ekklesiologischer Perspektive, wenn man so will aus der Sicht der mediävistischen Praxis – das ergibt der Blick in die Forschungsgeschichte – schien es nicht notwendig, darüber überhaupt nachzudenken: Zu evident war die Bedeutung des gewählten Gegenstandes. Von den Theoretikern war das »historische Ereignis« schon lange zuvor in den Fundus geschichtswissenschaftlicher Theoriebildung verbannt worden: von den Mentalitätsforschern französischer Provenienz ohnehin, aber auch von denen, die hierzulande Sozialgeschichte trieben. Immerhin widmete die Forschungsgruppe »Poetik und Hermeneutik« vor gut dreißig Jahren hier auf der Reichenau dem »Ereignis« eine ganze Tagung: Drei Jahre vor der »Metahistory« stand dabei der Narrativitätsaspekt im

8) Vgl. Reinhart KOSELLECK, Erfahrungsraum und Erwartungshorizont – zwei historische Kategorien, in: DERS., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten* (1979) S. 349–375.

9) Vgl. Walter BRANDMÜLLER, *Das Konzil von Konstanz 1414–1418*, 1: Bis zur Abreise Sigismunds nach Narbonne, 2: Bis zum Konzilsende (KonGe.D, ²1999 und 1997). – Ansgar FRENKEN, *Die Erforschung des Konstanzer Konzils (1414–1418) in den letzten 100 Jahren* (1995 = AHC 25/1–2 [1993]).

Mittelpunkt der Diskussion. Doch die Vertreter von Philosophie, Geschichte und Literaturhistorie gingen wieder auseinander, ohne eine gemeinsame Idee entwickelt zu haben, was es mit dem »Ereignis« auf sich haben könnte, ob man es noch brauchte oder ob es theoriegeschichtlich zu entbehren war. Angesichts der Ereignis-Kakophonie von Linguisten, Literaturwissenschaftlern und Fachkollegen fühlte sich der Althistoriker Christian Meier ein wenig so wie jener Bauer, der nach drei Seiten Kant-Lektüre das Buch entnervt zugeschlagen und ausgerufen haben soll: »Eure Sorgen möchte ich haben«¹⁰).

Es dauerte einige Jahrzehnte bis das »Ereignis« wieder zum Gegenstand geschichtswissenschaftlicher Überlegungen wurde: Auf einer Tagung in Bielefeld haben vor einigen Jahren Historiker nach neuen sozialgeschichtlichen Wegen zum Ereignis gesucht¹¹). Wenig später machten auf einer Berliner Tagung Vertreter unterschiedlicher Disziplinen das Ereignis zum Gegenstand ihres wissenschaftlichen Interesses¹²). Beide Veranstaltungen waren der Frage geschuldet, wie man mit dem »Ereignis« umgehen könne, weil es sich nun einmal partout nicht abschaffen ließ. Wissenschaft hat Prozeßcharakter, und weiter kommt man im Zweifel mit neuen Fragestellungen, auch wenn die nicht immer gleich Gehör finden: In seinem Plädoyer für eine andere Geschichtsschreibung formuliert der Althistoriker Paul Veyne: »Jede Geschichtsschreibung hängt einerseits von der Problematik ab, die sich stellt, andererseits von den Dokumenten, über die sie verfügt, [...] und wenn eine Geschichtsschreibung festgefahren ist, dann liegt das bald am Mangel an Dokumenten, bald an einer verknöcherten Problematik. [...] Die Erfahrung lehrt, daß die Verknöcherung der Problematik sich immer sehr viel früher einstellt«¹³). Um der Verknöcherung entgegenzuwirken, hat Paul Veyne Anleihen bei Foucault gemacht, der in seiner Zunft sonst nicht allzu hohes Ansehen genießt.

Ich komme noch einmal zurück zur Reichenau und zu dem Historiker Arno Borst, der auf der Reichenau dem »Ereignis« den Garaus gemacht zu haben schien: »Literarische Ereignisse gibt es, historische nicht!«¹⁴), hatte er dekretiert. Und doch hat er eine Brücke für künftige Ereignisforscher gebaut, indem er das historische Geschehen an die Überlieferungsgeschichte geknüpft hat. »Das Dabeisein«, so sagte er, »wird der Historie [...] durch die Überlieferung verstellt.« Und in diesem Zusammenhang folgte dann der schon erwähnte Satz, der meist ohne den Kontext zitiert wird: »Überlieferung läßt sich wiederbeleben, Vergangenheit nicht; literarische ›Ereignisse‹ gibt es, geschichtliche nicht, denn

10) Christian MEIER, Narrativität, Geschichte und die Sorgen des Historikers, in: Geschichte – Ereignis und Erzählung, hg. v. Reinhart KOSELLECK/Wolf-Dieter STEMPEL (Poetik und Hermeneutik 5, 1973) S. 571–585, hier S. 571.

11) Vgl. Struktur und Ereignis, hg. v. Andreas SUTER/Manfred HETTLING (GeGe Sonderheft 19, 2001).

12) Vgl. RATHMANN (Hg.), Ereignis (wie Anm. 6).

13) Paul VEYNE, Geschichtsschreibung. Und was sie nicht ist (1992) S. 11.

14) Arno BORST, Das historische ›Ereignis‹, in: KOSELLECK/STEMPEL (Hgg.), Geschichte – Ereignis und Erzählung (wie Anm. 10) S. 536–540, hier S. 540.

Reproduktion ist etwas anderes als Rekonstruktion, auch wenn beide Tätigkeiten Rezeption voraussetzen«¹⁵⁾.

II.

Borst schaffte das »Ereignis« also nicht ab, sondern lenkte den Blick um so intensiver auf dessen Quellen. Nichts scheint – zumal Historikern – selbstverständlicher, und damit komme ich zu dem zweiten Punkt, den ich problematisieren möchte. »Was bedeutet dem Historiker der Umgang mit seinen Quellen?«, so fragte vor einigen Jahren Arnold Esch in einem Vortrag über das Kerngeschäft aller philologischen und historiographischen Disziplinen. Dabei gibt er vor zu tun, was Hans Blumenberg angemahnt hat, nämlich die Metapher der »Quelle« beim Wort zu nehmen. »Der Historiker«, so Esch, »kann Quellen suchen, Quellen finden, Quellen erschließen; kann sie prüfen, erfassen, aus ihnen schöpfen, sie schätzen oder sie verschmähen – das Wortfeld ist weit und schön.« Tatsächlich beschreibt Esch den Umgang des Historikers mit seinen Quellen minutiös. Er liefert Beispiele, eigene und solche aus der Historie: Er erörtert die Probleme, welche »Überlieferungs-Chance« und »Überlieferungs-Zufall« bereiten, er prüft die Vor- und Nachteile von historiographischen und literarischen Quellenunternehmen, und er diskutiert angesichts der Quantität und Qualität von Quellen aus Mittelalter, Früher Neuzeit und Zeitgeschichte die unvermeidlichen Selektionsfragen aus den Perspektiven von Forschung und Edition¹⁶⁾. Kein Zweifel: Arnold Esch präsentiert eine überzeugende Funktionsbeschreibung der Arbeit des Historikers, doch die selbstgestellte Aufgabe, den metaphernlosen Berufsalltag zu schildern und damit die Blumenberg'sche Frage zu beantworten, *wie* etwas zur Quelle wird, die spart er aus. Stattdessen faßt er seine Frage nach der Bedeutung der Quelle für den Historiker emphatisch zusammen: »Sie bedeutet ihm alles«¹⁷⁾.

Die »Quelle« ist von der Wissenschaft bis hin zum Journalismus in der Regel, ganz so wie Esch es hier tut, mit einem Begriffspathos verbunden, das die dahinter stehenden Strukturen des Umgangs mit ihnen verdeckt. »Ad fontes!« ist eine imperative Direktive mit langer, ehrfurchtgebietender Tradition seit den Zeiten Petrarca's und Lorenzo Valla's, und noch immer ist die Formel eine Parole mit rhetorischer Wucht, unter der sich die philologisch-historischen Fächer auch gegen andere, die diesem Ruf nicht folgen, zusammenfinden. Das »quellengemäße« Arbeiten ist demnach keine Methode unter anderen, eine Position *mehr* innerhalb eines allgemeinen Methodenpluralismus. Philologisch-historisches

15) Ebd.

16) Arnold ESCH, Der Umgang des Historikers mit seinen Quellen. Über die bleibende Notwendigkeit von Editionen, in: Quelleneditionen und kein Ende? Symposium der Monumenta Germaniae Historica und der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (München, 22./23. Mai 1998), hg. v. Lothar GALL/Rudolf SCHIEFFER (HZ Beih. 28, 1999) S. 129–147, hier S. 129.

17) Ebd. S. 143.

Wissen ist ungleich stärker an die »Quelle« gebunden als es die Ausrichtung auf irgendeine erfolgreiche Theorie je sein könnte. Die Selbstverpflichtung, Wissen an Quellen rückzubinden, ist eine Art philologischer oder historischer Weltanschauung – doch wird diese Weltanschauung selten begrifflich begründet als vielmehr im Modus einer pathetischen Zustimmung immer wieder revalidiert. Wer, wie Esch, derart gewissenhaft und vor allem glaubwürdig mit den Quellen umgeht, der mag sich nicht mehr fragen oder fragen lassen: Was genau machst Du eigentlich?

Oder vielleicht doch? Gehört nicht zur Wissenschaft – und zumal zu den historisch operierenden Wissenschaften –, daß sie alle Formen des Wissens, einschließlich denen des wissenschaftlichen Wissens selber, auf ihr Konstruiertsein hin untersucht bzw. untersucht? In welcher Weise, so ist dann zu fragen, nimmt das quellenförmige Wissen an der wissenschaftlichen Kommunikation teil? Welche Rolle spielt die »Quelle« als Leitbegriff und »Operation« für den viel zitierten disziplinären »Eigensinn« der Geisteswissenschaften? Wir können solche Fragen heute um so weniger ausklammern, als wir immer peinlicher daran gemahnt werden, den Grad der Wissenschaftlichkeit im Konzert aller Wissenschaften herauszustellen – wengleich ich hier wirklich nicht den Fragen der Politiker nach der Nützlichkeit von Wissenschaft das Wort reden möchte. Gleichwohl, »alle Reflexion darüber, Bilder der Vergangenheit wiederzubeleben«, so hat Otto Gerhard Oexle kürzlich noch einmal betont, »finden vor dem Hintergrund der eigenen Zeit statt, der Moderne also, von der freilich auch immer verschiedene Vorstellungen existieren. Doch wir produzieren unsere Bilder in die Moderne hinein, dort sollen sie wirken und deshalb muß stets mitreflektiert werden, wie wir darüber nachdenken: Es geht immer auch um die Selbstreflexion über die Bedingungen der Erkenntnis«¹⁸). Dazu gehört ohne Zweifel die Reflexion über die »Quelle«.

Was passieren kann, wenn man die Begriffsmetapher »Quelle« tatsächlich einmal beim Wort nimmt, hat Hans Blumenberg angedeutet: Es zerbricht dann, so schreibt er, die »lebensweltliche Selbstverständlichkeit« für diejenigen, die sich der Fachsprache bedienen¹⁹). Das bedeutet hier, daß *was* eine Quelle ist, *wie* man sich ihrer bedient, *auf welche Weise* eine disziplinäre Operation überhaupt erst einen Text, einen Überrest zu einer »Quelle« werden läßt, gar nicht mehr so eindeutig ist. Mein Gewährsmann ist Reinhart Koselleck, der sich den kritischen Skeptizismus Hans Blumenbergs zu eigen und auf den Konstruktivismus der »Quelle« aufmerksam gemacht hat. Koselleck ist aufgrund seiner Theorie- wie seiner Quellenstudien eine Referenz, die mit besonderer Autorität zum Verhältnis von Theorie und Quelle spricht. Erst durch unsere Fragen, so Koselleck, verwandelten wir überhaupt die Überreste in eine »Quelle«, um dann fortzufahren: »Ob eine

18) Otto Gerhard OEXLE, Mittelalterforschung in der sich ständig wandelnden Moderne, in: Hans Werner GOETZ/Jörg JARNUT (Hgg.), Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung (Mittelalter Studien 1, 2003) S. 227–252, hier S. 235.

19) Hans BLUMENBERG, Beobachtungen an Metaphern, Archiv für Begriffsgeschichte 15 (1971) S. 161–214, hier S. 193.

Geschichte ökonomisch oder theologisch gedeutet werden soll, ist so zunächst keine Frage des Quellenbestandes, sondern theoretischer Vorentscheidung. Erst wenn diese Entscheidung gefallen ist, beginnen die Quellen zu sprechen.« Das klingt nach einem Primat der Theorie über die »Quelle«, wie man sie neuerdings häufig antrifft, doch Koselleck fährt fort: »Aber sie (die Quellen) können auch schweigen [...] Die Quellen haben ein Veto-recht«, um schließlich zu resümieren: »was eine Geschichte zur Geschichte macht, ist nie allein aus den Quellen ableitbar: es bedarf einer Theorie möglicher Geschichten, um Quellen überhaupt erst zum Sprechen zu bringen«²⁰). Koselleck entscheidet sich nicht für Theorie und gegen Quellenarbeit oder umgekehrt, sondern er optiert für eine »produktive Spannung« zwischen beiden. Quellen sind *mitnichten* einfach da, sind *nicht* einfach ein Rohstoff. Arnold Esch, um auf ihn noch einmal zu kommen, spart die konstruktivistischen Aspekte der Arbeit an den Quellen aus. Paradoxerweise wird der Grund dafür im wissenschaftlichen Ethos seiner Disziplin liegen, der Glaubwürdigkeit und Redlichkeit alles bedeuten. Wer aber den Bedenken begegnen will, die heute selbst einem editorischen Großunternehmen von der Bedeutung und Wirkungsmacht der *Monumenta Germaniae Historica* entgegen gebracht werden – und vor der Zentraldirektion der *Monumenta* hat Esch seinen Vortrag gehalten –, der sollte, wenn er über die »Quelle« spricht, die Konstruktionen offenlegen, die seiner Arbeit mit Quellen zugrunde liegen²¹).

III.

In welcher Weise diese Überlegungen zum »Ereignis« und zur »Quelle« in meine Arbeit am Konstanzer Konzil eingegangen sind, möchte ich nun am Beispiel der Richental-Chronik zeigen.

Ulrich Richental hat nachweislich als Beobachter am Konstanzer Konzil teilgenommen und post eventum eine umfangreiche, illustrierte Konzilschronik vorgelegt, die in zahlreichen, z. T. konkurrierenden, Handschriften und Drucken überliefert ist²²). Die Geschichtswissenschaft hat seiner Chronik lange Zeit das Prädikat »unglaubwürdig« aufgedrückt: der Chronist habe Interesse lediglich am Vordergründigen der Veranstaltung gezeigt, von

20) KOSELLECK, Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: DERS., *Vergangene Zukunft* (wie Anm. 8) S. 205ff.

21) Vgl. dazu genauer: Thomas RATHMANN/Nikolaus WEGMANN, *Ad Fontes – Bona Fides*, in: »Quelle«. Zwischen Ursprung und Konstrukt. Ein Leitbegriff in der Diskussion, hg. v. DENS. (Beih. ZDP 12, 2004) S. 12–39.

22) Michael Richard BUCK (Hg.), *Ulrichs von Richental Chronik des Constanzer Concils 1414–1418* (158ste Publication des Litterar. Vereins in Stuttgart, 1882, ND 1962, ³2004); Otto FEGER (Hg.), *Ulrich Richental, Das Konzil zu Konstanz 1414–1418*, 2 Bde. (Kommentar und Text) (1964); vgl. neuerdings Thomas Martin BUCK, *Fiktion und Realität. Zu den Textinserten der Richental-Chronik*, ZGO 149 = NF 110 (2001) S. 61–96.

den kirchenrechtlich und theologisch wichtigen Vorgängen und Entscheidungen des Konzils aber nichts verstanden, weil ihm dafür die intellektuellen Voraussetzungen gefehlt hätten²³). Doch nicht nur das; Richental habe sich nicht gescheut, offenkundig Erfundenes in seine Chronik einzubeziehen oder Legenden zu verbreiten. So hat Richental den Papst Johannes XXIII. auf seiner Reise nach Konstanz auf dem Arlberg verunglücken und diesen Unfall auch noch von seinen Malern illustrieren lassen. Man sieht den Papst in seinem umgestürzten Papamobil in denkbar unwürdiger Haltung, und ein Textinsert läßt ihn auch noch einen Fluch ausstoßen. Richental hat dieser Episode definitiv nicht beigewohnt, angesichts ihres fiktionalen Charakters auch nicht beiwohnen können, doch sie war ihm offenbar wichtig, weshalb er einen Informanten fingiert, der ihm für die Authentizität gegenüber den Lesern einstehen soll. *Danach*, so leitet er die Stelle ein, *kam alle tag boschaft, wie unser heiliger vatter babst Johannes XXIII. uf dem weg wär und her gen Costentz zog, als och war was*²⁴). Die Causa ist klar, der »Unfall« ist erfunden, ja es bedarf nicht einmal allzu raffinierter Quellenkritik, um dies herauszufinden und die Quelle als Beleg für die Unglaubwürdigkeit des Chronisten zu lesen. Ein eindeutiger Fall quellengestützter Arbeit, der zutage fördert: Richental ist ein unsicherer Chronist. Ein anderes Ergebnis der Quellen-Lektüre kann dann gar nicht ins Blickfeld geraten, jedenfalls nicht, solange sich der Beobachtungsmaßstab allein an der binären Unterscheidung »stimmt« oder »stimmt nicht« orientiert.

Eben darauf hat die Geschichtswissenschaft gerade in diesem Fall sehr lange beharrt. Man kann aber die Chronik auch anders lesen und z. B. fragen: Warum fingiert ein Chronist einen Vorfall und beglaubigt ihn auch noch, wohl wissend, daß es auch und gerade zu seiner Zeit nicht schwer gewesen sein dürfte, herauszufinden, daß die Episode fiktiv ist? Auch hier zeigt sich die Problematik der »Quelle«, von der Hans Blumenberg gesprochen hat²⁵), oder, anders gewendet, es zeigen sich die Chancen, die sich bieten, wenn man eine Quelle der fachsprachlichen disziplinären Selbstverständlichkeit entzieht: Es ergeben sich dann gleich andere Fragenkomplexe, und neue Unterscheidungskriterien treten zutage.

Betrachtet man den Chronisten nicht mehr ausschließlich als passiven Zuschauer, der hier und da Informationen gesammelt, zumeist aber nur vom Rand des Geschehens aus die Protagonisten des Konzils beobachtet und seine oberflächlichen Eindrücke aufgeschrieben hat, sondern sieht ihn als Teilnehmer in dem Sinne, daß er, – mit aller Vorsicht – ähnlich der Funktion von akkreditierten Journalisten heutiger Kongresse, in das Informationsgeflecht dieser großen Veranstaltung eingebunden war und somit schon im Verlauf des Kon-

23) Noch Feger urteilt in seiner Ausgabe, Richental habe »nicht gerade ein Meisterwerk kritischer Geschichtsschreibung hervorgebracht. [...] Ein Historiker soll exakt und zuverlässig sein«: Richental (wie Anm. 22) S. 27.

24) Ebd. S. 159f. Vgl. Thomas Martin BUCK, Text. Bild. Geschichte. Papst Johannes XXII. wird auf dem Arlberg umgeworfen, AHC 30 (1998) S. 37–110.

25) »Manches wird erst zur Quelle, wenn es die dazugehörige historische Disziplin oder Teildisziplin gibt, die den ursprünglichen Kanon erweitert.« BLUMENBERG, Beobachtung (wie Anm. 19) S. 194.

zils an dessen Darstellung gearbeitet hat, dann ist die Frage danach, ob die Geschichte stimmt oder nicht, gegenstandslos. Die Chronik einmal in diesem Sinne zu lesen, läßt sich aus dem Text heraus begründen. Denn schon der Chronik selbst kann man Quellenkonstruktionen entnehmen, die Aufschluß darüber geben, welche Rolle Richental im Kommunikationsgeflecht des Konzils gespielt hat. Ich möchte das an einem Beispiel verdeutlichen: Richental hat mehrmals angedeutet, *daß* und *wie* er an Quellenmaterial gelangt ist. So hat er sich die Konvokationsbulle *Ad pacem et exaltationem* vom 9. Dezember 1413 von der päpstlichen Verwaltung besorgt und gegen ein Entgelt selbst abgeschrieben, um sie als Dokument in seinen Chroniktext zu inserieren: *Diß bull hab ich Uolrich Richental abgeschrieben, umm sollichs in ainem cortisan ainen guld gab*²⁶⁾. Doch Richental hat es nicht »beim Abschreiben und Sammeln seines Stoffes belassen. Er muß auch Zugang zu Material- und Quellensammlungen gehabt haben, die er für seine historiographischen Belange auswerten bzw. ausschreiben konnte.« In der Prager Handschrift findet sich der Hinweis, fol. 6^{ra}, daß er die Konvokationsbulle nicht nur abgeschrieben, sondern sogar versiegelt habe: *Dis ist die bull, die hab ich Uolrich Richental versiglott inn*, woraus hervorgeht, »daß Richental Zugang zu Akten und Dokumenten des Konzils hatte oder sich diesen, falls er verwehrt wurde, auf irgendeine Weise zu beschaffen wußte«²⁷⁾. Interessanter noch ist folgendes Beispiel aus dem Zusammenhang der Anklage gegen den flüchtigen Papst: In einem sexternio, der zur Zeit der Niederschrift der Chronik im Besitz Richentals gewesen sein muß und sich heute als Zusatz in der Prager Handschrift findet, heißt es über Johannes XXIII.: *Do ward er gebannet und vil bösser arttikel und sachen uff in erwist, die all verschriben stuond an den latinschen sexsternen, die ich ouch hab*. »Wir haben uns dabei«, so Thomas Martin Buck, »wohl eine Art Materialsammlung vorzustellen, die fremde und eigene Aufzeichnungen des Chronisten enthielt. Denn in der Wolfenbütteler Handschrift fol. 63^r wird die Aussage der Prager Handschrift noch präzisiert. Sie schreibt am Ende nicht nur *die all verschriben stuond an den latinschen sexsternen, die ich ouch hab*, sondern: *die ich ouch zusammenbracht hab*. Das kann doch nur heißen: Die lateinische Materialsammlung war nicht nur irgendeine lateinische Textsammlung, sondern ein vom Chronisten selbst zusammengestelltes Quellenwerk, [...] das Richental im Verlauf des Konzils angelegt haben muß«²⁸⁾. Dieses Quellenwerk ist nicht erhalten, man kann es aber, wie Buck vorgeführt hat, rekonstruieren, und daraus läßt sich schließen, *wie* Richental gearbeitet hat, wie er zunächst recherchiert und Material zusammengetragen, wie er diese Informationen und Dokumente vor der Niederschrift in seine Chronik gesichtet hat und daß er eine Auswahl getroffen haben muß. All das konnte er nur, wenn er Zugang zum Informations- und Distributionssystem des Konzils hatte – eine Randposition als unbeeiliger Beobachter hätte dazu nicht ausgereicht.

26) Zitiert nach BUCK, Fiktion und Realität (wie Anm. 22) S. 78

27) Ebd.

28) Ebd. S. 80.

Doch nun zu den Konsequenzen aus diesen Beobachtungen, für die ich noch einmal kurz auf die Episode vom Papst-Unfall eingehe, denn daran zeigt sich die Funktion der Chronik für die Geschichte des Konzils. Es geht Richental gar nicht darum, Wirklichkeit abzubilden. Er mischt sich vielmehr post eventum in die Diskussion um den umstrittenen Konzilspapst Johannes XXIII. ein. Die Arlbergszene ist nur metaphorisch zu verstehen. Richental faßt das Urteil über Johannes noch einmal zusammen und erkennt in allen Anklagepunkten auf »schuldig«. Dieses Urteil wird nicht nur verkündet, sondern in Szene gesetzt. Richental schreibt es zu einer kleinen Geschichte um und schreibt damit Geschichte. Diese Technik wendet er an vielen Stellen an, und die Überlieferungsgeschichte der Chronik zeigt, wie offen diese Geschichte ist. Die Chronik ist »nicht nur in drei konkurrierenden Fassungen, sondern auch in verschiedenen Verarbeitungsformen erhalten«²⁹⁾, die durchaus unterschiedliche Bilder des Konzils entwerfen.

Worauf es mir in diesem »Fall« ankommt, ist die Un-Glaubwürdigkeit als Ausgangspunkt des Problems bzw. meiner Überlegungen und die Frage, welcher Konstruktion es bedarf, um die Richental-Chronik als »glaubwürdige« Quelle zu erweisen. Der Impetus, die Theorie zu bemühen, ist die Skepsis oder der wissenschaftliche Zweifel. Man muß kein Prophet sein um vorherzusagen, daß die Glaubwürdigkeit, die für die Chronik auf dem Weg über eine Neulektüre konstruiert worden ist, ihrerseits wieder auf Zweifel treffen wird.

Ich komme nun zum letzten Teilstück, mit dem ich das Puzzle wieder zusammensetzen möchte. Genauso wie die Richental-Chronik habe ich auch meine zweite Hauptquelle, die *Gesta* des Kardinals Fillastre, einer Neulektüre unterzogen, indem ich mich von den Lektürevorgaben ihres Herausgebers gelöst habe, der die *Gesta* als Tagebücher verstanden hat. Auch in diesem Fall haben sich die *Gesta* als ein Text erwiesen, der keineswegs auf seine Abbildfunktion zu reduzieren ist; die Aufzeichnungen des Kardinals sind vielmehr selbst Bestandteil des Konzils, sie gehen nicht einfach daraus hervor, sondern wirken darauf ein und konstituieren es, was sich vor allem der engen Verflechtung der *Gesta* mit den »offiziellen« Konzilsakten entnehmen läßt. Wenn nun derlei zentrale Texte als solche identifiziert werden können, die nicht allein abbildenden, sondern konstituierenden Charakter haben, dann lassen sich von hierher Rückschlüsse darauf ziehen, welche Möglichkeiten sich bieten, einem Ereignis wie dem Konzil, im Wortsinne, auf die Spur zu kommen.

Dazu bedarf es eines Geständnisses: Zur Beantwortung meiner Frage nach der Ereignishaftigkeit und Darstellbarkeit des Konzils habe ich meinen Quellen-Lektüren ein Ereignis-Konzept unterlegt, das ich einem »intellektuell unredlichen, empirisch absolut unzuverlässigen, kryptonormativistischen Rattenfänger für die Postmoderne«³⁰⁾ entlehnt

29) Thomas Martin BUCK, Rezension zu: Thomas RATHMANN, Geschehen und Geschichten des Konstanzer Konzils. Chroniken, Briefe, Lieder und Sprüche als Konstituenten eines Ereignisses (2000), ZWLG 61 (2002) S. 507.

30) WEHLER, Die Herausforderung (wie Anm. 7) S. 91.

habe. Gemeint ist, man ahnt es, Michel Foucault. Die freundlichen Attribute stammen von Hans Ulrich Wehler, dessen Urteil über Foucault ich mich freilich nicht angeschlossen habe. Wir alle wissen, daß die Schwierigkeit im Umgang mit dem Diskurs-Begriff in dessen notorischer Unschärfe liegt, doch meiner Meinung nach bietet er mehr Chancen als Risiken, wenn man sich nicht sklavisch daran bindet. Sicher, Foucault ist weniger an Ideen und Subjekten interessiert, was bei manchen seiner Adepten dazu geführt hat, da, wo sie sich Foucaults Ereignis-Konzept bedient haben, die handelnden Subjekte zu vernachlässigen, wenn nicht völlig zu eliminieren. Derlei Übertreibung ist mir fremd, weshalb ich zu keinem Zeitpunkt in Abrede gestellt habe, daß in Konstanz Pöpste und König, Theologen und Juristen realiter Politik getrieben haben. Die Diskursanalyse strebt danach, Beziehungen zu verfolgen, die im Diskurs erst entstehen. Genau darin habe ich die Chance gesehen und das Konzil als diskursives Ereignis verstanden, das man erst verstehen lernt, wenn man nachverfolgt, wie seine Strukturen entstehen – und zwar in doppelter Hinsicht: zum einen historisch, wie am konkreten Beispiel eben vorgeführt, zum anderen aber systematisch bzw. forschungspraktisch, indem ich das Ereignis seiner disziplinären Zuständigkeit zeitweilig entzogen habe, um es nach der Überprüfung auf seine überlieferungsgeschichtlichen, temporalen, semantischen und performativen Strukturen wieder der Obhut seiner Fächer zu übergeben.

Die These, zu der ich nach der Arbeit am Konzil gelangt bin, lautet, daß das Konzil ein Ereignis ist, »das schon während es geschieht, also noch gegenwärtig ist, textuellen Charakter besitzt. Sein Verlauf ist vorstellbar als eine gigantische Zirkulation von Texten, Texten die nicht sekundär darstellen, sondern als Teil des Geschehens selbst schon wieder Ereignischarakter besitzen. Was hat man anderes getan als gepredigt, geredet, Geredetes aufgeschrieben, Aufgeschriebenes in Umlauf und Dekretiertes in Anschlag gebracht, gelesen und erneut wieder darüber geredet und dies konserviert. [...] All die Texte, Dialoge, Konferenzen, Nationssitzungen, die Zeremonien, Prozessionen und Predigten, die Chroniken und Tagebücher, die geschrieben, die Lieder, die aufgeführt wurden, die Briefe, offizielle wie private, die nach außen berichten, die Teilnehmerlisten, das verschriftlichte Wissen um andere Konzilien und deren Ablauf, [...] all diese signifikanten Praktiken sind es, die das Konzil konstituieren [...] und ihm Konturen eines Ereignisses verleihen, das Bedeutung nicht hat, sondern erst gewinnt [...], indem es von sich reden macht«³¹). Und auch für die Teilnehmer selbst war das Konzil nicht unmittelbar oder nur ausschnittsweise unmittelbar erlebbar; die Akteure haben das Geschehen auch diskursiv erfahren, wie ich es am Beispiel Richentials vorgeführt und in meinem Konzils-Buch auch am Beispiel der *Gesta* des Kardinals Fillastre erläutert habe. In diesem Sinne verstehe ich den »Slogan«: das Konzil ist ein Text.

Ziel meiner Arbeit ist es nicht, ein Bild vergangener, historischer »Wirklichkeit« zu reproduzieren, sondern nach Möglichkeiten zu suchen, Vergangenheit zu rekonstruieren.

31) RATHMANN, Geschehen und Geschichten (wie Anm. 29) S. 49f.

Insofern sind mein Versuch über das Konzil oder meine Versionen des Konzils ein gedankliches Konstrukt, das nicht willkürlich und nicht fiktional ist, sondern auf der Empirie der Arbeit an den Quellen und dem Nachdenken über wissenschaftliche Operationen beruht.